

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 48 (2006)

Artikel: En route : von Lausanne nach Montpellier und zurück nach Chur
Autor: Gartmann, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

En route

Teil 2/2: Von Lausanne nach Montpellier und zurück nach Chur

von Johannes Gartmann

Montpellier und der «Midi de la France»

So war ich nun in Lausanne gut integriert. Und doch spürte ich mehr und mehr den Wunsch, meine Entdeckungen noch weiter nach Westen, über die Landesgrenze hinaus nach Frankreich auszudehnen. Aber wohin sollte ich mich wenden? Paris mit allen seinen Möglichkeiten schien verlockend, Lyon war mir von mehreren Kennern als wunderschöne, interessante Stadt gelobt worden. Aber aus dem Hintergrund meiner Erinnerungen drängte sich immer wieder die alte Universitätsstadt Montpellier in Südfrankreich ins Bewusstsein. Dies hatte verschiedene Gründe.

Zunächst war der aus unserem Nachbarhaus stammende Josias Braun, zwei Jahre jünger als mein Vater, Professor in Montpellier und unter dem Namen Braun-Blanquet ein weltberühmter Botaniker. Sein Werdegang konnte einen schon begeistern. 1884 in Chur geboren, besuchte er dort die Schule, inklusive drei Jahre Handelsschule, weil er später in das Geschäft seines Onkels eintreten sollte. Er tat dies auch, beschäftigte sich aber in der Freizeit intensiv mit Botanik und verfasste schon im zwanzigsten Altersjahr eine botanische Publikation. Dadurch kam er schon früh in Kontakt mit Professoren aus Zürich und Genf. Von 1901 bis 1912 beschrieb er die Flora von über hundert Berggipfeln. Professor Schinz ermöglichte ihm Universitätsstudien in Zürich; aber da er nur ein Handelspatent und keinen Maturitätsabschluss besass, war ihm in Zürich kein universitärer Abschluss möglich. Da die Universität Montpellier, die den ersten botanischen Lehrstuhl von Frankreich besass, liberalere Bedingungen kannte als Zürich, konnte hier Josias Braun mit der Dissertation über die Vegetation der «Cévennes méridionales» den Dokortitel erwerben.

Bei seinen botanischen Arbeiten im Institut lernte er die begeisterte Botanikerin Gabrielle Blanquet kennen. Die beiden heirateten 1915 und zogen anschliessend nach Zürich, wo Josias Braun am botanischen Institut der ETH arbeitete und sich 1923 habilitierte. 1926 kehrte er nach Montpellier zurück, verfasste ein Standardwerk über Pflanzensoziologie und wurde weltberühmt. In seiner «Station Internationale de Géobotanique Méditerranéenne et Alpine» (SIGMA) trafen sich Studenten und Wissenschaftler aus aller Welt. Braun-Blanquet erhielt 1971 den Kulturpreis des Kantons Graubünden und wurde mit Ehrenmitgliedschaften, sechs Ehrendokortiteln und dem Orden eines «Chevalier de la Légion d'Honneur» ausgezeichnet.

Übrigens hatten Schweizer als Botaniker in Montpellier Tradition: so der berühmte Thomas Platter aus Basel, der Genfer Pyramus de Candolle und der Zürcher Albert Thellung in früheren Jahrhunderten. Und in neuerer Zeit waren auch die Churer Paul Müller und dessen Sohn Jürg Paul Müller bei Professor Braun-Blanquet in Montpellier tätig.

Mir war in der Kantonsschulzeit vergönnt, Professor Braun-Blanquet bei einigen seiner botanischen Exkursionen in Arosa zu begleiten. Er verbrachte regelmässig Ferien in Graubünden und benützte diese Gelegenheit, sein Wissen auch botanischen Liebhabern und Laien zu vermitteln. Ich war richtig fasziniert von seinem enormen Wissen und seiner Bescheidenheit.

Die Universität Montpellier war offenbar in Graubünden schon seit alten Zeiten als etwas ganz Besonderes bekannt. Im Staatsarchiv Grau-



«Bon Air», altes Waadtländer Haus, wo der Verfasser in Lausanne wohnte, heute längst einer Strassenkreuzung gewichen. (Foto in Pb. J. G.)

bünden findet sich ein handschriftliches Dokument aus dem 17. Jahrhundert, das zeigt, dass diese Universität selbst in Fragen der Hexerei als kompetent galt: «Antwort der Universität Montpellier auf etliche vermeinte Zauberey und Besessenheit betreffende Fragen.»

Auch fand ich in unserer Familienbibliothek eine über dreihundertseitige Doktorarbeit des Bündners Jakob Hemmi mit dem Titel: «Dr. Méd. Jacques Christian Hemmi, de la Faculté de Médecine de Montpellier, Médecin diplômé Suisse, Doctorat en Médecine de l'Université de Bâle. ~ Étude sur les Rapports des épidémies, endémies et épi-zooties avec le milieu géologique et climatique.»

Dr. Hemmi war also schon Inhaber des schweizerischen Arztdiploms und Dokortitels und erstrebte 1937 doch noch den Titel eines Doktors der Universität Montpellier.

Wundert es einen, dass ich mich nach allen diesen Voraussetzungen entschloss, nach Montpellier zu ziehen? Sicher spielte bei diesem Entschluss auch die Sehnsucht nach dem Süden und dem Mittelmeer eine Rolle. Ich kannte es ja nur von Bildbänden und vielen Erzählungen her und hatte es bisher nie selber erleben dürfen.

Im Februar 1949 begann ich also meinen Studienaufenthalt in Montpellier. Zusammen mit einem Schweizer Studienkollegen reiste ich in einem von einer riesigen Dampflokomotive gezogenen Zug, der einen an einen alten französischen Film (z.B. mit Jean Gabin) erinnerte, von Genf aus durchs Rhonetal. Schon diese Bahnfahrt war ein Erlebnis: unbekannte Landschaften, andersartige Bahnwagen, andere Fahrgäste, der charakteristische Geruch eines Dampfzuges – und dann der Speisewagen! Da wurde noch echte französische Küche zelebriert, kein «fast food», sondern alles auf dem Kochherd frisch zubereitet. Der Service war wie in einem guten Restaurant, verschiedene Gänge folgten sich, und dazu gehörte natürlich auch ein guter französischer Wein. So verlief die Reise der beiden Studenten fröhlich, und bei Dunkelheit kamen wir in Marseille an.

Wir fanden in der Nähe des Bahnhofs eine Unterkunft und stiegen am nächsten Morgen hinauf zur Notre Dame de la Garde. Zum ersten Mal am Mittelmeer, waren wir überwältigt vom Anblick des Hafens, der Weite des Meeres und der sonnenbeschienenen Marseiller Berge. Wir hatten ja während des Krieges keine Möglichkeiten zu Auslandsreisen gehabt und waren dementsprechend empfänglich für diese neuen Eindrücke.

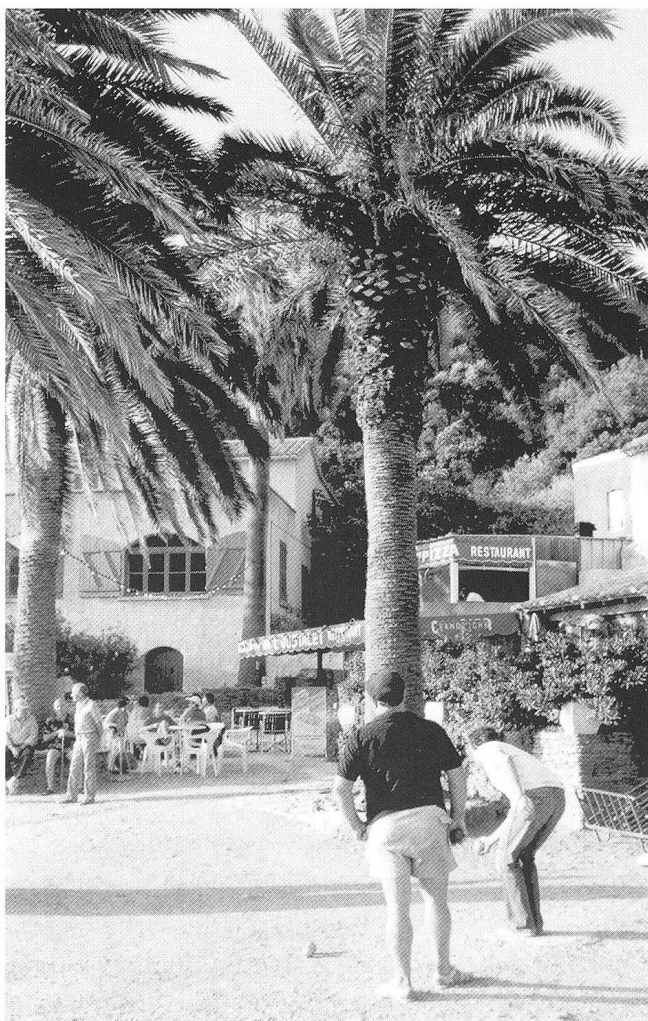
Die Kirche selber war voll von Votivgeschenken von Seeleuten und deren Angehörigen, die bei der über den Hafen wachenden Notre Dame Hilfe und Zuflucht in Seenot gesucht hatten. Hier wurde einem so recht bewusst, wie sehr sich in dieser Stadt das ganze Leben um das Meer, seine Verlockungen und Gefahren gedreht hatte. Die Filmtrilogie von Marcel Pagnol «Marius, Fanny und César» kam einem in den Sinn, und von diesem Punkt aus konnte man irgendwie verstehen, weshalb das Meer eine derart unwiderstehliche Anziehungskraft auf den jungen Marius ausgeübt hatte.

Anschliessend reisten wir nach Montpellier weiter und fanden dort Unterkunft in einem kleinen Hotel namens Saint Éloi. Damals war der Kurs des Schweizer Frankens so hoch, dass uns der Aufenthalt in diesem kleinen Hotel weniger kostete als in einer Mansarde bei uns in der Schweiz. Nach der ermüdenden Fahrt am Vortag legte ich mich bei der Ankunft im Hotel am Nachmittag ein Weilchen zur Ruhe und schlief gleich ein. Ich weiss nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich plötzlich durch einen unheimlichen Lärm zahlreicher menschlicher Stimmen aus dem Schlaf gerissen wurde und glaubte, es finde eine gewaltsame Demonstration oder gar eine Revolution statt. Aber als ich aus dem Fenster spähte, sah ich auf dem kleinen, von einer Platane beschatteten Platz vor dem Haus lediglich eine Gruppe von Männern, welche beim Pétanque-Spiel heftig darüber diskutierten, welche von zwei Kugeln näher beim «cochonnet» liege.

Oh, dieses «Jeu de pétanque», wie sehr gehört es doch zum Süden Frankreichs, zum «Midi»! Es kristallisiert das gesellschaftliche Zusammenleben in einem Dorf oder einem Stadtquartier. Das Bild gleicht sich von einem Ort zum andern: ein Platz mit einem mehr oder weniger ebenen Naturboden, einige Schatten spendende Platanen, eine Gruppe von Spielern (meist, aber nicht immer Männern), einige interessierte Zuschauer. Jeder der Spieler hat seine besondere Technik, seine Metallkugeln richtig zu platzieren. Auch rituelle Gebärden gehören dazu: das sorgfältige Abwischen der Kugel vor dem Wurf, der oft

publikumswirksame Zielvorgang, dann der Wurf mit oder ohne Anlauf. Dann folgen die Kommentare zu diesem Wurf, dann der Messvorgang, wenn zwei gegnerische Kugeln in ähnlichem Abstand vom «cochonnet», der kleinen, als Zielpunkt dienenden Kugel lagen. Wie oft haben wir später selber Pétanque, das Boule-Spiel Südfrankreichs, gespielt und ungewollt ähnliche Allüren beim Spielen angenommen wie die Einheimischen. Diesen haben wir natürlich auch immer wieder zugeschaut. Meine Tochter Annina, die Romanistik studiert hatte, erlebte dabei die Freude, ab und zu auf dem Lande noch echtes Provençalisch zu hören.

Ausser diesem Eindruck des Boule-Spiels empfing ich auch sonst eine Menge neuer Eindrücke: das mediterrane Klima, die ganze Atmosphäre des Südens mit ihren Farben und Gerü-



Das vom Süden Frankreichs nicht wegzudenkende «Jeu de pétanque» um 1950. (Foto in Pb. J.G.)

Lehrstuhl der Universität zu Mont-
pellier, auf welche, bestimmte Gründe
sich die Befragungsbefragten bezogen,
sich auch aus Vögeln zu lösen.

1. Frag. ob die Krankheit, die Erkrankung der
Lunge, also auf sich selbst der Lunge, auf sich
beruht, mit anderen Erkrankungen, die sich
auf die Lunge, im Bereich der Lunge,
finden?
Antwort: Ein gewisses & die Krankheit mag wohl
solche Erkrankung, die sich auf die Lunge
bezieht, es man glauben muß, es ist eine Krankheit
populär, wobei man & die Krankheit eine
Leistung ist, die sich nicht gemacht werden kann,
solche ist, mag sie selbst, extraordiär auf sich
beruht, & die Krankheit, die sich, & die Krankheit
finden der Lunge, mag die Krankheit der Lunge
der Lunge, mag sie, eine langwierige Krankheit
& die Krankheit, die sich, & die Krankheit
sich eine wunderliche Krankheit.

2. Frag. ob die Krankheit der Erkrankung der Lunge

**Die Universität Montpellier als gesuchte Autorität in vielen Fragen.
«Antwort der Universität zu Montpellier auf etliche vermeinte Zauberey
u.s.w.».** (Quelle: StAGR B134)

chen, die ehrwürdige alte medizinische Fakultät und ihre bunt zusammengewürfelte Studentenschaft. Damals war Frankreich noch eine Kolonialmacht, und so fanden sich unter den Studenten Vertreter aus Nordafrika, Schwarzafrika und Vietnam neben Studierenden aus dem Mutterland Frankreich. Einer der Vietnamesen lud mich einmal zum Essen ein; er war schon verheiratet und bewohnte mit seiner Frau eine kleine Zweizimmerwohnung. So erlebte ich damals in Frankreich erstmals fernöstliche Gastfreundschaft und Küche.

Die medizinische Fakultät ist eine der ältesten von Europa, entstanden anfangs des 13. Jahrhunderts, noch vor der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Das Fakultätsgebäude war mit der beinahe festungsartigen Kathedrale St-Pierre zusammengebaut und beeindruckte mich stark. Auf Gedenktafeln standen da Namen

von Lehrern der Heilkunde aus dem frühen Mittelalter, die wohl arabischen Ursprungs waren. Dann fand ich einen Hinweis darauf, dass Rabelais zwischen 1530 und 1538 hier Medizin studiert und doktort hat. Offenbar hatte er aber schon damals seine dichterischen Neigungen entdeckt, spielte Theater und probierte «ce bon vin de Languedoc». Im Sekretariat der Fakultät aber traf ich auf einen Sekretär, der einem Film von Marcel Pagnol entstieg schien, gespielt von Jules Raimu: grosse, korpulente Gestalt, eindruckliche Mimik und Gestik, wundervoll klingender südfranzösischer Akzent (accent du Midi). Wenn man ihm, wie verlangt, die Bestätigung eines Professors vorlegte, wonach man einen Kurs aufmerksam und erfolgreich besucht habe, schaute er einen wohlwollend an und erklärte mit sonorer Stimme, wobei seine Zigarette im linken Mundwinkel ebenfalls wohlwollend wippte: «Je vous mets très bien.» Dies geschah denn auch augenblicklich und das Dokument wurde ans Anschlagbrett geheftet.

Nun muss ich doch wohl berichten, wie ich zu diesem etwas leicht verdienten «très bien» gelangte. Ich hatte mich vorwiegend für Kurse und Praktiken in Geburtshilfe und Gynäkologie eingeschrieben, weil bei uns daheim relativ wenig Gelegenheit bestand, in diesen Fächern wirklich praktisch mitzuarbeiten. Da einige «externes» in den Ferien weilten, liess man uns Praktikanten recht gerne mitwirken. So wollte es das Schicksal, dass ich mehr Südfranzösischen und Südfranzosen und auch mehr Zigeunern half, das Licht der Welt zu erblicken, als Schweizern. Wir amüsierten uns immer über die sehr wohlklingenden Namen der kleinen Zigeuner, wie z.B. Dieudonné. Es muss hier erwähnt werden, dass es eine recht grosse Zahl von Zigeunern in der Gegend gab und dass das Mekka der Zigeuner, Saintes-Maries-de-la-Mer, nicht sehr weit von Montpellier entfernt liegt.

Wir wurden als Schweizer, die in den ersten Nachkriegsjahren zum Studium nach Frankreich kamen, sehr freundlich aufgenommen und auch ganz persönlich in die Gemeinschaft der Studenten integriert. Ganz am Anfang meines Praktikums rief mich ein Professor auf, um mich auf

einen besonders interessanten Befund aufmerksam zu machen: «Venez, notre ami Suisse!» Und dann fragte er mich, wo ich in der Schweiz studiere. Als ich ihm Lausanne und den dortigen Professor seines Fachs nannte, strahlte er und fragte: «Est-ce qu'il est toujours aussi beau, Rodolphe?» Tatsächlich galt dieser Professor als schöner Mann, an den sich viele Berühmtheiten wandten, wenn sie ein Kind erwarteten.

Mehrmals war ich bei dem schon erwähnten Botanik-Professor Braun-Blanquet zu Besuch. Er wohnte mit Frau und Tochter in einem schönen alten Herrschaftssitz im Norden der Stadt. Zu diesem Gebäude gehörte auch ein etwa zwei Hektaren grosser Park mit Nebengebäuden, in denen sich Arbeits- und Ausstellungsräume für Vegetationskarten befanden. Ich war tief beeindruckt von dieser Arbeitswelt unseres einstigen Churer Nachbarn und von der grossen Bescheidenheit dieses berühmten Forschers. Professor Braun-Blanquet verstarb 1980 im hohen Alter von 96 Jahren. Seine Tochter Mireille studierte zu meiner Zeit auch Medizin; sie war einige Semester weiter als ich. Ich habe sie später während ihrer Ferienaufenthalte in unserem Nachbarhaus in Chur noch ab und zu gesehen. Sie starb vor zwei Jahren in Montpellier.

Montpellier hatte eine besondere Ausstrahlung. Ich war beeindruckt von den im 17. und 18. Jahrhundert entstandenen Terrassen des «Peyrou» mit dem tempelartigen Wasserschloss und dem dazu gehörenden, fast einen Kilometer langen Aquaedukt, der das Wasser aus einem etwa neun Kilometer entfernt liegenden Quellgebiet in die Stadt leitet. Im Kern der Stadt imponierten zahlreiche wunderschöne, noble Stadthäuser, die «hôtels particuliers», die meist ebenfalls aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen. Die Stadt war jung, lebendig, voll von Studenten, die sich mit Vorliebe auf der «Place de la Comédie» trafen. Dort hatte einer der Barbesitzer den Einfall, seine Bar mit den zahlreichen Tischchen und Stühlen auf dem Platz «y a bon» zu taufen. Ohne zu zaudern präsentierte sein Nachbar kurz darauf seine Bar mit noch mehr Stühlen auf dem Platz unter dem Titel «y a mieux»!



Montpellier, Medizinische Fakultät um 1948. (Foto in Pb. J.G.)

Nicht zu vergessen ist der damals kleine Ort Palavas-les-Flots, der auf einer schmalen Landzunge zwischen der Lagune (étang) und dem offenen Meer lag. Im Mittelalter war Montpellier selber am Meer gelegen. Ein kleines, bescheidenes, von einer Dampflokomotive gezogenes Bähnchen stampfte langsam von Montpellier aus zwischen zwei Wasserflächen nach Palavas. Fast ausschliesslich einstöckige Fischer- und Wochenendhäuschen säumten den Strand. Nur ein Haus war etwas grösser und höher, das Hôtel-Restaurant «Les Flots Bleus».

Wir waren so begeistert, endlich an einem richtigen Sandstrand am Meer zu stehen, dass wir schon im frühen Frühjahr im Meer badeten – und natürlich von den anwesenden Fischern für total verrückt erklärt wurden, allerdings mit der entschuldigenden Bemerkung: «Ce sont des Suisses»! Andererseits amüsierten wir uns, ihrem Fischerlatein zuzuhören. Die ersten Zwei erzählten einander, die Wellen seien gestern wohl einen



Professor Josias Braun-Blanquet aus Chur um 1935.
(Foto in Pb. von Ursula Burlet-Braun, Chur)

Meter hoch gewesen, angezeigt in eindrucklicher Weise auf mittlerer Brusthöhe. Als weitere Personen hinzu traten, waren die Wellen bereits auf über Kopfhöhe. Als sich der Kreis der Zuhörer nochmals erweiterte, hatten die Wogen schon gut die Höhe der Strandhäuser erreicht. Um einer bevorstehenden Sturmflut zu entgehen, brachten wir uns in den «Flots Bleus» bei einem Glas Pastis in Sicherheit.

Gut fünfzig Jahre später bin ich zusammen mit Sonja, der ich auf einer kleinen Nostalgietour die Orte meiner einstigen Studien und Nichtstudien zeigen wollte, nach Palavas zurückgekehrt, im Auto, auf breiter Strasse, und wollte zuerst nicht glauben, dass ich tatsächlich in Palavas war. Hohe Apartementhäuser und Hotels säumten die Strasse, nichts war mehr wie früher, doch, die «Flots Bleus» standen tatsächlich noch da, klein wie einst, völlig verloren in diesem Häusermeer. Dies war meine letzte Begegnung mit Montpellier und seiner Landschaft.

Rückkehr

Als ich als Student von Montpellier nach Lausanne zurückkehrte, stellte meine Umgebung bestürzt fest, dass ich Bündner den südfranzösischen «Accent du midi» angenommen hatte. Natürlich verlor sich dieser bald wieder. Dagegen blieb auch nach meiner Rückkehr nach Graubünden via Basel, Winterthur und Aufenthalt im englischen Sprachbereich eine starke innere Bindung an die französische Sprache und Kultur bestehen. Zwar brauchte ich Englisch als Fachsprache in der Medizin viel mehr als Französisch; aber ich liebe das Französisch im Gespräch, im Theater, im Film. Und wenn ich am Abend im Lehnstuhl geruhsam im Werk eines meiner bevorzugten Autoren Charles Ferdinand Ramuz, Alphonse Daudet, Jean Giono und besonders Sidonie Gabrielle Colette lese, tauchen tausend Erinnerungen auf: südliche Mittelmeerlandschaften, Westschweizer Winzerdörfer mit ihrer «pinte» und ihrer herzlichen Atmosphäre, gediegene kulturelle Anlässe, politische Diskussionen und überbordend fröhliche Abende im Kreise von Studenten bei einem Chansonnier oder in einem Kleintheater.

Für meinen Arztberuf habe ich gelernt, dass eine Krankheit mit derselben Etikette ganz verschieden aussehen kann, wenn ihr Träger ein Bündner Bauer, ein Bundesrichter aus Lausanne oder ein Zigeuner aus Les-Saintes-Maries-de-la-Mer ist. Man kann diese Erfahrung auch Welt-offenheit nennen.

Deshalb ist es für mich ganz unverständlich, dass neuerdings ein Bündner Maturand an die Universität entlassen werden kann, ohne dass er ein einziges Wort Französisch versteht. Was wäre ohne Französisch aus vielen jungen Kollegen geworden, die an Westschweizer Universitäten studieren mussten, weil an Deutschschweizer Universitäten kein Platz mehr war? Wie wäre der Werdegang von Professor Braun-Blanquet ohne Montpellier gewesen? Und mir selber wäre im Leben vieles entgangen, wenn ich mich im französischen Sprachgebiet nur mit Hilfe eines Dolmetschers oder mit Handzeichen hätte verständigen können.